



Essays

Nonfiction

1908

Zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag 1908

Hedwig Dohm

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Dohm, Hedwig, "Zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag 1908" (1908). *Essays*. 1704.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1704

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

und feinsten Motive dieser Schicksale eingedrungen. Ihr warmes Weibtum sichert ihr vor allem, im Verein mit ihrem philosophischen Forschergeist, den Platz der Verehrung, den sie in ihrer Heimat sowie in all den Ländern, in deren Sprachen ihre Werke übersetzt wurden, bei einer Gemeinde der Besten besitzt.

Hedwig Dohm.

Zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag 1908.

„Man kann gar nicht genug persönlich sein, die Persönlichen heißen Dante, Shakespeare, Rabelais, Molière, Hugo ... Das Ich erfüllt ihre Werke ... Wir müssen den Verfasser sehen, ihn lachen und weinen hören, ihm in Verstand und Wahnsinn folgen. Was wir in einem Werke suchen, das ist ein Mensch.“

Zola.

„Überall wo ein großer Mensch seine Gedanken aussprach, ist Golgatha.“

Heine.

Es gibt in Berlin ein Heim — im Winter am Tiergarten, im Sommer im Grunewald —, dessen Herrin eine alte Frau ist, und dessen Besucher, außer einer zahlreichen Familie, vorwiegend jugendliche und kämpfende Menschen sind. Gern, gern kommen sie zu der alten Frau. Kein eigentliches „Respektsverhältnis“, wie es sonst zwischen jungen Leuten und älteren Damen besteht, waltet hier vor, trotz der herzlichen Verehrung für die Herrin des Hauses. Dazu ist diese alte Frau — zu jung, zu traut, und traulich

212

erscheint sie ihren Freunden. Unbefangener sitzt man nirgends am Teetisch, nirgends läßt man sich unbefangener von der Hausfrau selbst die Tassen füllen als hier, ehrlicher und bedingungsloser darf die Jugend nirgends von ihren Kämpfen und ihrem Sehnen erzählen als hier, nirgends könnte sie besser verstanden werden. Und wenn in diesem Heim von waghalsigen Kämpfen auf neuen Wegen, von tiefem Sehnen nach neuen Zielen, von fröhlichem Hoffen und frevelndem Wagen berichtet wird, dann leuchten die großen Blauaugen der alten Frau, dann neigt sie den von silbernen Locken umwallten Kopf bejahend, bestärkend. Ihre Lippen glühen und ihr Auge flammt, die ganze zarte Persönlichkeit wird Zuspruch — Zuspruch zu unbedingter Auflehnung, wo immer der „Kern der Gottesnatur“ — die Persönlichkeit, der Wille zu sich, — sich eingekreist und bedroht sieht. Dieser tiefe, inbrünstige Glaube an die Berechtigung jeder gesunden Natur, sich auszuwachsen, auszuweiten gemäß aller Kräfte, die Gott ihr gab, ist das innerste Wesen von Hedwig Dohm. Mit dieser fast bedingungslosen Auflehnung gegen alle Schmälerung der Persönlichkeit geht eine fast ebenso unbedingte Duldung Hand in Hand. Raum, freien Raum spricht sie jeder gesunden, bewußten Natur zu. Nichts von dem gewaltsamen Eindringen, Biegen- und Knetenwollen, das man sonst an Menschen, die irgendwelche Überzeugungen haben, anderen gegenüber beobachtet. Frei wie die Wipfel der Pinie, die Raum um sich herum braucht für ihre Krone, deren Gezweige sich nicht unkeusch mit dem aller anderen Bäume verschlingt, sondern Abstand fordert, so will sie die Persönlichkeit.

213

Grete Meisel-Haß: Betrachtungen zur Frauenfrage
Berlin: Prometheus Verlagsgesellschaft m. b. H., 1914.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mag in ihrem Salon mehr Zündstoff gelagert haben als heute. Heute ist geboren, womit das endende Jahrhundert schwanger ging. Damals war es aber kaum gezeugt. Der Sozialismus, die Frauenbewegung, die Notwendigkeit einer neuen Sittenlehre, — das alles war noch nicht Gestalt geworden, und doch schon da. Auch die Persönlichkeiten, die diese neuen Werte trugen, waren da. Ferdinand Lasalle und Hedwig Dohm begegneten und grüßten einander, als ein späterer folgte Nietzsche.

Hedwig Dohm hat fast allein die ersten Vorpostengefechte für die deutsche Frauenbewegung geliefert, nachdem in England der Sturm durch Stuart Hills „Hörigkeit der Frau“ losgebrochen war. Als diese zarte, schüchterne junge Frau, die an der Seite des viel glänzenderen Gatten, Ernst Dohms, des Begründers des „Kladderadatsch“ und geistreichen Plauderers noch zarter und schüchterner erschien, mit ihren ersten „Versuchen“ auftrat, brachte man dieser „Blaustrümpferei“ ein nachsichtiges Lächeln entgegen. Aber als nach dem „Jesuitismus im Hausstande“ (1873), „Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau“ (1874) und schließlich „Der Frauen Natur und Recht“ (1876) folgten, schwand das Lächeln und schwand die Nachsicht. Das war zu deutlich — das war zu viel. Und das war — das war ja der Erzfeind der guten Frau Tradition. Schimpf und Hohn brach reichlich und von allen Seiten über die „Pamphletistin“ herein. Das war ja ein ganz schreckliches „Mannweib“. Große Herren standen entrüstet in Parlamenten auf, Leuchten der

Wissenschaft und der Verwaltung forderten zum Kreuzzug auf gegen die „Frage“, diese verrückte Frauenfrage. Mit Kruzifix und Schwefel hätten sie den Erbfeind ausgeräuchern mögen.

Diese drei Bücher aus den siebziger Jahren sind ein Stück Kulturgeschichte der Frauenfrage. Eine Gegnerschaft, die heute längst vergessen ist, taucht auf, der geheiligte Kochtopf zischt Widerstand, der Besen reckt sich drohend gegen die böse Emanzipation empor. Die Zerstörung des Heiligenscheins, der um die besenschwingende, in Küchendämpfe gehüllte „deutsche Hausfrau“ gewoben war (zu deren Tugenden es gehörte, die Magenverstimmungen der Familie mit Freuden zu begrüßen, weil durch die schmalere Diät Ersparnisse gemacht wurden), ist eine kulturelle Tat.

Läse man es nicht schwarz auf weiß, man würde es nicht glauben, welchen Argumenten die Frauenbewegung begegnete, mit welchen „Harlekinseinfällen“ der Bedarf an Gründen gedeckt wurde, was für Lawinenstürze von Phrasen, zumeist „uralte dithyrambische Seufzer“ über sie niedergingen. Auf den Einwand eines hohen englischen Politikers, die Beschäftigung mit Dingen außerhalb des häuslichen Interessenkreises raube der Frau ihre „Reinheit“, hat Hedwig Dohm die Antwort: „Madame Roland, die für eine politische Idee starb, war rein. Rein war die Jungfrau von Orleans. Rein vor Gott war auch Charlotte Corday, die ein politisches Verbrechen beging.“ Wer vermöchte es zu glauben, daß noch bis zum vorigen Jahrhundert formell in England ein Gesetz bestand, das dem Mann erlaub-

te, seine Frau öffentlich mit dem Strick um den Leib zu verkaufen! Dieser Hinweis war ihre Antwort auf das Argument, daß das „zärtliche Interesse“ des Mannes die Frau zur Genüge beschütze. Den Haupteinwand, die Heiligkeit dieser Zustände sei durch Jahrtausende besiegelt, beantwortet sie: „Und wenn man mir sagt, seit Jahrtausenden haben diese Zustände gedauert, so antworte ich: ist das noch nicht lange genug?“ Auf den Vorwurf der „Seelenprostitution“, den man den ersten wahr schreibenden Frauen machte, antwortet sie: „Was für eine nichtswürdige Verkehrung aller Begriffe! Nicht wer im Dienst der Wahrheit schreibt und spricht, was er denkt, sondern wer schreibt, was er nicht denkt, prostituiert sein Gewissen.“ Auf den Einwand, daß die geistige Arbeit für die Frauen zu „schwer“ sei, lautet ihre Antwort: „Die schwerste geistige Arbeit unter allen Arbeiten der Welt ist der Schmerz. Und welches Geschlecht, ihr Herren, hat den größten Anteil an dieser Geistesarbeit? Wir möchten gern von den sieben Schwertern, die wir als geborene Madonnen in der Brust tragen, dreiundeinhalbes abgeben.“

Daß sie das Wesen der Frauenemanzipation nicht als Reform, sondern als Revolution erkennt, daraus macht sie keinen Hehl. Die Waffen ihrer sprühenden Dialektik, die Wucht ihrer Darstellungsgabe, die in so seltsamem Kontrast zu ihrer zarten, fast schüchternen Weiblichkeit steht, sind ihr nicht zu gut, sie in den „Dienst der Arena“, der Polemik, zu stellen. Die tiefe Ehrlichkeit ihres Geistes läßt ihr keine andere Wahl, als auszusprechen, was ihr, nach dem Goetheschen Wort, „auf die Nägel brannte und zu schaffen

machte“. Ihre Polemik ist beflügelt von den Elementen des Spottes, der Satire, die den tiefen Ernst der Gesinnung umflattern, wie fröhliches Laubgeranke durch einen reichen Garten weht. Und zwischen Satire und Polemik klingt manchmal, zart wie ein Hauch, tragisches Gestehen der eigenen Not auf, wie halb entflohene Seufzer verhallend. Die Kraft der Dohmschen Polemik ist bisher meines Wissens von keinem deutschen Zeitgenossen erreicht. Wenn zwischen dem sachlichen und wohlgebauten Gefüge philosophischer und historischer Argumente drastische Ausschnitte aus der Wirklichkeit als Illustrationen eingestreut sind, dann gibt es einen Eindruck, der sich unvergeßlich einprägt.

Nach diesen drei Kampfbüchern folgte eine Epoche, die mit Gesellschafts- und Mutterpflichten erfüllt erscheint, denn im Laufe von fünfzehn Jahren entstehen nur ein Roman (*Plein air*), ein erster noch nicht geglückter künstlerischer Versuch und einige Novellen. Erst 1896 kommt das erste belletristische Werk von Bedeutung: „*Sibilla Dalmar*“¹⁾. Zarte poetische Resonanzen, Flötentöne und dazwischen Fanfaren. Noch ist die Ursprünglichkeit der Anschauung nicht genügend gestaltet, noch sind Form und Inhalt nicht unlöslich eins, und doch — welch ein Kulturbild! Die Frau des sterbenden Jahrhunderts, die das Bild der neuen Frau noch nicht geschaut hat, aber doch schon ahnt! Und wie zuckt und stürmt und braust es auch da schon, vorgewitterig, vorgeburtlich, einer neuen Kultur entgegen! Dann „*Schicksale einer Seele*“ (1899)¹⁾.

¹⁾ S. Fischer, Berlin.

Und da ist Kunst, hohe Kunst erreicht, denn was uns da mitgeteilt wird, konnte nur so mitgeteilt werden, um das zu sein, was es ist. Da gibt es Szenen, in denen ewige Motive wie in Erz gegraben scheinen. Da ist eine Vision, wie sie ohnegleichen ist, — eine Vision von Rom, „in dem man nicht ohne Liebe sein kann“. „Zu zeitlich bin ich für die ewige Stadt, zu klein für ihre Größe.“ Was soll sie, ihres Vaters und ihrer Mutter Kind, in der ewigen Stadt? Aber „—vielleicht empfangt sie mich in einer sturmbewegten Vollmondnacht, und der Sturm trug Lindenblüten auf ihr Lager, und so wurde ich ein Kind auch des Mondes und des Sturmes und der Lindenblüten.“ Und ihre Seele wächst an dem Erlebnis „Rom“ ins Zeitlose hinauf. Im Schauer der modrigen Gewölbe der Titus-Thermen in der Gräberstadt der ersten Christen, in Sonnenuntergängen auf dem Pincio, beginnt Rom sich ihr zu enthüllen. Und heller und heller wird es. Die Borghesischen Gärten, Paläste und Schuppen, Höfe mit blütenumspannenen Göttern, Säulen und einsame Torbogen in der Öde der Campagna, die Ruinen der Cäsarenpaläste, die Sphinx mit dem goldenen Finger, die Pinien mit den königlichen Kronen und die weißen, toten Bäume in der Dora Pamphili, St. Pietro di Vincoli mit dem ewigen Moses, antikes Evoë und christliches Miserere, kurz Rom, Rom — wie der, der es geschaut hat, es wiedererkennt, — erschließt sich, ergibt sich. Und die Seele reift und wächst, hohen Offenbarungen, — nein, — tiefen Mysterien reift sie zu. Und wieder ist es das große Motiv ihrer Zeit, dessen Text ihr nun endlich deutlich wird, nachdem seine Melodie schon lange vorher, „mit Psalter

und Harfe“ durch ihre Seele gerauscht. Über die Gräber erstickter, erwürgter, zerschmetterter Frauenseelen wandelt ihr Geist und liest — Grabschriften: „Hier ruhet eine Jugend, die ungenossen starb. Hier ruhen geniale Kräfte, die an der Mauer von Vorurteilen zerschellten. Hier ruhen Taten, die, ehe sie geboren, von Schatten und Träumen erstickt wurden.“ — Hohn und Gelächter antworten ihr. — „Die kleine Flöte, die ich blase, ist Geflüster. Nicht Flötentöne, Fanfaren wecken Schlafende.“ Und sie ruft die Manen des Großen, dem sie begegnete, und den sie grüßte, die Manen Lassalles ruft sie an: „Wolf Brant, Wolf Brant — womit übertöne ich ihr Gelächter?“ Und die Antwort: „Laß sie lachen, laß sie schlafen!“

Das zwanzigste Jahrhundert lacht nicht mehr.

* * *

Es folgte dann noch ein dritter Roman „Christa Ruland“, der die Höhe der „Schicksale“ nicht erreichte. Dann aber noch eine königliche Gabe: „Die Antifeministen“, eine Sammlung glänzender Essays, viel zu wenig bekannt. Sie enthält auch den Essay „Nietzsche und die Frauen“, der so lange stehenbleiben wird, als Nietzsche selbst bleibt.

Zu diesem Geburtstag haben wir einen Wunsch: eine Neuauflage, eine ausgewählte Gesamtausgabe der Dohmschen Werke. Diese Werke haben heute schon eine historische Bedeutung; insbesondere wäre die Wiederauflage der drei Bücher aus den 70er Jahren, dieser Dokumente der Frauenbewegung, wünschenswert. Worin die Bedräng-

nis der Frauen bestand und zum Teil noch heute besteht, das erfährt man aus diesen Büchern. Darum sind sie gerade in unseren Tagen, dem unhistorischen, kurzgedärmigen Sinn der Heutigen gegenüber, von hochaktuellem Wert.

Das Gemeinsame der Dohmschen Schriften beruht auf dem tief Ergreifenden, das die tiefe Wahrhaftigkeit immer hat. Über Lügenliteraten, die im Dämmerhain der Phrase so gern ihr Unvermögen verbergen, kommt über kurz oder spät das Strafericht ihres eigenen Versagens. Nur wer aus dem Urquell echter Gesinnung schöpft, aus dem Born einer tief ehrlichen Persönlichkeit seine „Stoffe“ holt, dem versagt sie nicht, die geheimnisvolle Gabe der fast offenbarenden Mitteilung. Die Gesinnung Hedwig Dohms leuchtet durch alles, was sie geschaffen hat. Durch die zarten Flötentöne ihres im Grunde tief romantischen Gemütes wie durch das Fanfarengeschmetter ihrer unbestechlichen Nüchternheit klingt immer nur eines: werde, wer du bist. Das köstliche Heidentum ihrer Seele steht zu der kranken Sinnlichkeit der altgeborenen Heutigen in bedeutsamem Gegensatz. Um die Granitmauern uralter Vorurteile ins Wanken zu bringen, hat die zarte Frau getan, was jenes Schäfermädchen von Orleans tat, da es, im Auftrag höherer Geister, „in rauhes Erz die Glieder schnüren“ mußte. Und aus all diesem Kreuzfeuer von geistigen und bildhaften Vorstellungen, aus dem scharfen Klang ihrer Ironie wie aus den innigsten Rhythmen ihrer Sehnsucht, aus tiefem Pathos und sprühendem Geschmetter leuchtet unübersehbar deutlich: ein großes, flammendes Herz. Es gibt eine Kraft zur

Liebe und eine Fähigkeit zum Leide, welche mit dem gemeinen „Mitleid“ und fast möchte ich sagen, mit der gemeinen Menschenliebe nicht identisch sind. Denn dieses Lieben und Leiden gilt nicht „den Menschen“ in Bausch und Bogen; ja nicht einmal für Einzelmenschen richten sich diese Gefühle besonders auf, nicht einmal für die nächsten Blutsangehörigen werden sie von rüttelnder Stärke; auch nicht für Tiere. Dieses Lieben und Leiden gilt überhaupt nicht den Menschen, wie sie sind, sondern der „Idee“ des Menschen, wie er sein kann, sein wird, dieser Idee, die seiner Erscheinungsform zutiefst zugrunde liegt. Flammend, stark und tief ist die Inbrunst solchen Liebens und Leidens, das dem Ideal vom schönen, guten und freien Menschen gilt. Wer diese in Wahrheit religiöse Liebe im Herzen trägt, wird sein Leben kaum in den Dienst der praktisch-charitativen Werkstätigkeit stellen, er wird kein überschwenglicher Freund, kein fanatisches Familienmitglied sein; aber die Inbrunst dieser Liebe, die der „Idee“ vom Menschen gilt, wird ihn mit Helden- und Märtyrermut zu Taten treiben, die dem Kampf um das erhabene Ideal geweiht sind. Diese Liebe macht die großen Dichter und Apostel. Diese Liebe ist auch die, für die Hedwig Dohm gewirkt hat.

Von ihren silbernen Locken umwallt, die strahlenden Blauaugen voll lebendigen Interesses auf den Gast gerichtet, hoch aufhorchend, wenn die Jugend von ihren Kämpfen erzählt, — so ist ihr Bild unauslöschlich in unsere Seele gegraben. So durften wir viele Stunden in vielen Jahren sie sehen. Diesem schimmernden Bild heben wir in dieser

Stunde der Feier den Trunk: Evoë dir, du Junge, du Lichte,
du Schöne! Wir feiern dich, Hedwig Dohm, weil du uns
gehörst, weil du der Jugend gehörst, und nicht nur der
Jugend unserer Tage. Für die Kommenden hast du im
Sturm des Kampfes die Fahne gehalten, hast du auf damals
noch einsamem Posten gekämpft, damals noch verlacht
und bedroht. Nun sind sie da, für die du gekämpft. Und
sie grüßen dich, Hedwig Dohm!

V. Probleme.